

Architektonische Aufgaben der nächsten Zukunft in Bern

Autor(en): **Irmiger, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art**

Band (Jahr): **10 (1923)**

Heft 5

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-11482>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ARCHITEKTONISCHE AUFGABEN DER NÄCHSTEN ZUKUNFT IN BERN

Der rechte Berner liebt seine alte Stadt mit ihren schöngeschwungenen, verkehrslologisch angelegten Gassen, mit ihren einfachen, klaren Bürgerhausfassaden des 17. und 18. Jahrhunderts, mit den grossgeformten, in reicher Bescheidenheit geschmückten öffentlichen Gebäuden aus derselben Zeit. — Das ist noch nicht lange so: Es ist noch kein halbes Säkulum verflossen, seit der trotzige Christoffelturm oben an der Spitalgasse umgelegt wurde, es sind kaum 20 Jahre her, dass man die reiche Schauseite des alten Museums aus ihrer Umgebung herausgerissen und an den Thunplatz hinauf, in partes infidelium, gestellt hat. Der Heimatschutz hat sich in dieser Beziehung unstreitig Verdienste erworben: Vandalische Akte, wie die oben genannten, wären heut nicht mehr möglich. — Aber hinter diesen Aktivposten der Heimatschutzbewegung verbergen sich Passiven, die, gerade weil sie noch nicht allgemein erkannt sind, schwere Schäden schon gestiftet haben und schwerere noch anrichten werden, wenn nicht für die nötige Aufklärung gesorgt wird. Denn die Heimatschutzkreise und mit ihnen ein grosser Teil der interessierten Bevölkerung wollen nun nicht nur das Alte schützen, sondern auch neues architektonisches Schaffen in die Zwangsjacke der Tradition stecken. Solange es sich um Bauten im alten Stadtteil handelt, mag diese Forderung eine gewisse Berechtigung haben. Es geht natürlich nicht an, die alten ruhigen Strassenfluchten zu zerreißen, und jeder verständige Architekt wird seinen Bau ohne weiteres dem alten Baugedanken einzufügen versuchen. Dabei wäre aber zu wünschen, dass der Baukünstler sich keineswegs sklavisch an das Bestehende hält, sondern dass er unter Beachtung der Grundprinzipien der ältern Baukunst in freier Schönheit seine Aufgabe löst. Was bis jetzt in diesem Punkt geleistet worden ist, genügt in den wenigsten Fällen selbst bescheidenen ästhetischen Ansprüchen, und zwar eben weil wohl äusserlich das Alte zum Muster genommen worden ist, ohne dass die betreffenden Architekten sich in die innern Bedingungen der Barockarchitektur versenkt hätten. So wirken diese altertümlichen Bauten zwar auf Distanz — wenn man den ganzen Strassenzug überblickt — nicht unangenehm, eine nähere Besichtigung und vor allem einen Vergleich mit ihren Vorbildern vermögen sie nie auszuhalten. Hier liegt eine grosse und dringliche Aufgabe für die Berner Architekten: Wenn schon Stilbauten in den alten Gassen aufgeführt werden sollen, so müssen sie, trotz aller Rücksicht auf das Bestehende, in sich geschlossene, individuelle Lösungen aufweisen, wenn nicht das alte Stadtbild, aller Heimatschützerei zum Trotz, mit der Zeit das langweilige, nur leise verschleierte Aussehen von modernen Geschäftsstrassen erhalten soll.

Aber der Heimatschutz begnügt sich nicht damit, den alten Stadtkern zu schützen. Anlässlich der Gymnasiums Konkurrenz wurde sogar von fachmännischer Seite die Behauptung aufgestellt, auch ein Neubau in einem neuen Quartier müsse sich an die altbernerische Tradition anlehnen. Um eine der wichtigsten architektonischen Aufgaben der nächsten Zukunft zu würdigen und um zugleich den ganzen reaktionären Sinn der genannten Forderung klarzulegen, müssen wir uns kurz mit dem Gymnasiumsneubau auf dem Kirchenfeld beschäftigen. Es handelt sich bei diesem Wettbewerb nicht nur um ein neues Gymnasium, sondern um die zukünftige Gestaltung des Helvetiaplatzes, des historischen Museums und des dahinterliegenden Geländes bis zur Kirchenfeldstrasse. Der Helvetiaplatz, so wie er jetzt ist, verdient den Namen Platz in städtebaulichem Sinn überhaupt nicht. Er bildet eine schiefe Ebene von der Kirchenfeldbrücke bis hinunter zu den Vorgärten des historischen Museums, das sich in nicht gerade erfreulicher Türmchenromantik auf der Höhe dieser Anlagen aufbaut. Sonst wirkt zur architektonischen Gestaltung vorläufig einzig die Kunsthalle als linker Brückenkopf der Kirchenfeldbrücke mit, während im übrigen der Platz in



ABB. 10. INNERES, GESAMTANSICHT
AUSFÜHRUNG DER DECKE UND DES ORGELGEHÄUSES, SCHREINERARBEITEN:
BAUGESCHÄFT ALB. SCHNEIDER & CO., MUESMATT
DER PLASTIK: BILDHAUER POCETTI, DES ORGELWERKES: KUHN IN MÄNNEDORF
DER MALER- UND STUCKARBEITEN: DE QUERVAIN, SCHNEIDER & CO., DER PLASTIK: BILDHAUER POCETTI
AUSFÜHRUNG DER BÄNKE VON BAUMGARTNER & CO., BERN

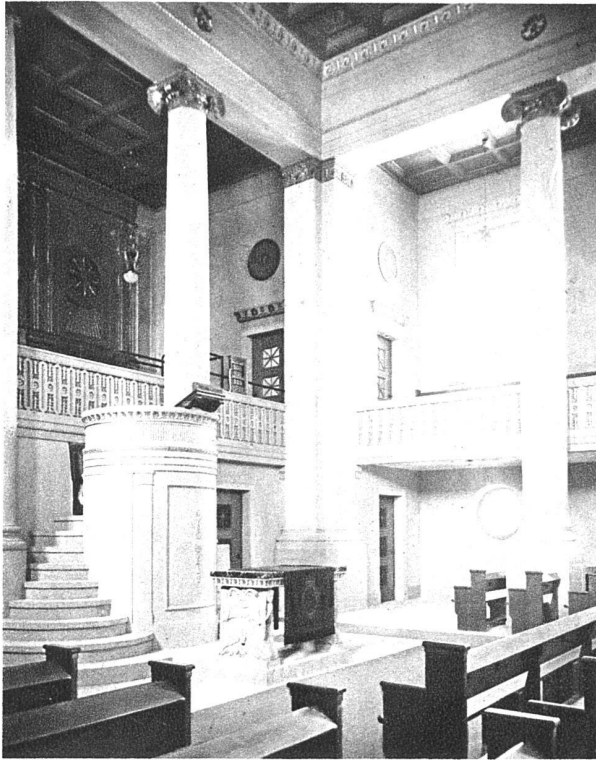


ABB. 11. VORDERE PARTIE
 AUSFÜHRUNG DES TAUFSTEINS UND DER KANZEL: BILDHAUER POCSETTI, BERN

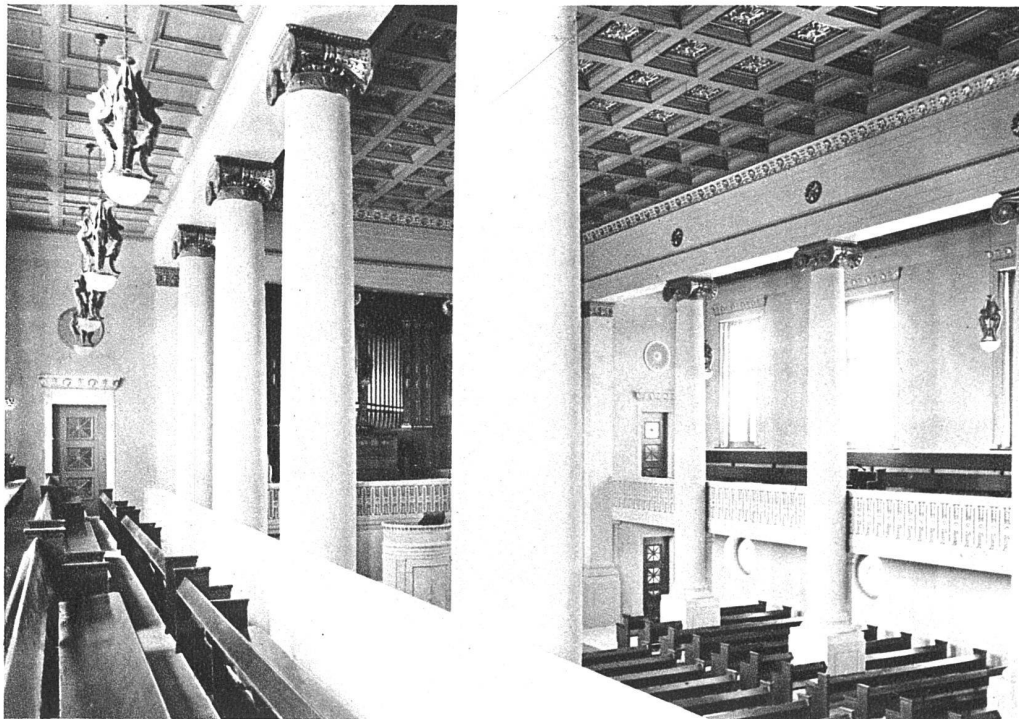


ABB. 12. BLICK VON DER LINKEN SEITENEMPORE
 AUSFÜHRUNG DER LEUCHTER: NACH MODELLEN VON BILDHAUER POCSETTI, GEGOSSEN VON KARL MOSER, BERN

Wiesen und Anlagen ausläuft. Die Verfasser der prämierten Projekte haben im allgemeinen diese Aufgabe, trotz den schwierigen Umständen, recht annehmbar gelöst. Das Wesentliche, die Umgrenzung des Platzes durch Bauten, sei es im Halbrund oder im Rechteck, wurde erfasst, und zugleich hat man versucht, das historische Museum durch Anbauten oder Vorbauten möglichst zu verdecken. Einfacher war die Aufgabe zu lösen, den Platz hinter dem Museum zwischen der Museums- und der Kirchenfeldstrasse architektonisch zu gliedern, weil man hier auf bestehende Bauten keine Rücksicht zu nehmen hatte, da das Museum selbst durch rückwärtige Anbauten im wesentlichen unschädlich gemacht wird. Auf diesen Platz kommen zu stehen der Neubau der Landesbibliothek und der des Gymnasiums, wozu sich noch Privat- und Geschäftshäuser gesellen. Es ergab sich dabei die Grundfrage, ob man Landesbibliothek und Gymnasium als gesonderte geschlossene Baukörper behandeln solle, oder ob man die beiden Bauten als zusammengehörig zu einem einzigen Baublock zusammenschweissen wolle. Für die erstgenannte Lösung spricht vor allem die Tatsache, dass ein Neubau der Landesbibliothek auf diesem Platz noch keineswegs gesichert ist, und die Ueberlegung, dass selbst wenn sie gebaut wird, die Eidgenossenschaft kaum gezwungen werden kann, sich dem Willen des Gymnasiumsbaumeisters unterzuordnen, wenn ihr Architekt eine andere Lösung für diesen Zweck für günstiger hält. Diese Voraussetzungen haben offenbar die Verfasser des drittprämierten und des fünftprämierten Entwurfs veranlasst, das Gymnasium als in sich geschlossenen Baukörper zu behandeln, während die Verfasser des zweit- und viertprämierten Projekts eine Verbindung der beiden Bauten in Aussicht genommen haben.

Nun aber zum wichtigsten Teil des Wettbewerbs, zum Gymnasium selbst, für das einzig vollständige architektonische Durcharbeitung verlangt worden war. Hier eben haben die Heimatschutzkreise, im Einklang allerdings mit der Jury, eingegriffen und dem Traditionsbau das Wort geredet. Es sei ohne weiteres zugegeben, dass der zweitprämierte Entwurf (Architekt Widmer und Daxelhofer) eine tüchtige Arbeit darstellt. Eine ruhige Fassade, gegliedert durch einen vorspringenden Mittelteil mit durchgehender Säulenordnung und vorspringenden Seitenflügeln, bilden die Haupt- (Süd-) Front. Der Grundriss zeigt ein nach Norden offenes Hufeisen, das durch Privatbauten und durch die Landesbibliothek später zu einem geschlossenen Hof weitergebildet werden soll. Die Treppenanlagen und die Verteilung der Schulräume ist einfach und übersichtlich. Das sind Gründe, die es begreiflich machen, dass man diesen Entwurf ausführen will. Das wichtigste Bedenken, das man gegen ihn haben kann, ist eben das, dass er klassizistisch-kühl wirkt. Ich will nicht sagen, dass dies ein grundsätzlicher Fehler wäre. An einem Ort, wo sonst reges baukünstlerisches Leben herrscht, möchte er in seiner ruhigen Sachlichkeit am Platz sein.

Aber gerade für die Auslese der Jugend, die frisch vorwärtsdrängt, und gerade für Bern, wo es so schwer hält, aus der Ueberlieferung herauszukommen, hätte ich gewünscht, dass ein künstlerisch stärkerer und damit anregenderer Entwurf zur Ausführung gelangt wäre. Nun, die Würfel sind gefallen — es hat keinen Sinn, sich über Erledigtes zu grämen. Aber für die Zukunft muss, speziell für die Aussenquartiere, die Forderung aufgestellt werden, dass ein neuer, frischerer Geist in das bernische Baugeschehen einziehen soll, wenn Bern sich den Vorwurf nicht gefallen lassen will, in baukünstlerischer Hinsicht die rückständigste Stadt der Schweiz zu sein. Man gehe einmal in eine Kleinstadt wie Aarau und sehe, was dort an öffentlichen und privaten Bauten in den letzten 15 Jahren entstanden ist, wie dort sich in der Nähe des Bahnhofs Strassenzüge von geschlossener Grösse herauszubilden beginnen, trotz aller Eigenart der einzelnen Bauten, und man wird auch in Bern begreifen, dass neues Leben und starke, selbständige Lösungen nicht notwendig zum Chaos führen müssen. Und der Berner möge seine eigenen Grossbauten aus dem 18. Jahrhundert, das Burgerspital, die Heiliggeistkirche, das Korn-

haus, das ehemalige Hôtel de Musique usw. studieren, um zu erkennen, wie eigenartig und kraftvoll jene Architekten gewirkt haben, weil sie ihre Vorbilder nicht nachgeahmt, sondern weitergebildet und den Verhältnissen entsprechend umgestaltet haben.

Diese ernste Mahnung hat neben ihrer allgemeinen Bedeutung noch einen besondern Grund: Das Burgerspital, der schöne Barockbau beim Bahnhof, ist zu klein geworden. Nach langem Zögern ist man darangegangen, einen Wettbewerb für einen Neubau auszuschreiben. Selbstverständlich ist in bürgerlichen Kreisen die Liebe für das Althergebrachte noch grösser als bei der Einwohnerschaft. So ist denn sehr zu befürchten, dass auch hier wieder das Traditions- und Heimatschutzprinzip obenausschwingt, und dass ein netter und brauchbarer Bau entsteht, dem nichts fehlt, als jenes sprühende und mitreissende Leben, das eben nur starke, eigenwillige Künstler ihren Bauten einzuhauchen verstehen.

Doch wir wollen nicht schwarz in schwarz malen. Eins ist wenigstens zu begrüssen: Man ist von der langjährigen Uebung abgekommen, kommunale Bauten durch das städtische Bauamt ausführen zu lassen, wodurch die freierwerbenden Architekten von grösseren Aufgaben glatt ausgeschlossen worden waren. Lange genug hat dieser üble Brauch allerdings gedauert, und eine Reihe von Schulbauten legen beredtes Zeugnis ab dafür, wohin man kommt, wenn man das freie Spiel der Kräfte ausschaltet. Schon die Gymnasiums konkurrenz hat trotz aller Einwände erfreulichere Resultate gezeugt. Nun sind weitere, allerdings engere Wettbewerbe für eine Turnhalle und für eine Badanstalt im Schwellenmätteli ausgeschrieben, auf deren Ergebnisse wir gespannt sind.

Allerdings hat man auch mit der Einführung der allgemeinen und engern Wettbewerbe noch lange nicht den Stein der Weisen gefunden. Mit einem andern Vorgehen wurden bei einer andern Aufgabe ebenso günstige Erfolge erzielt. Als der Gedanke spruchreif war, dass das Kunstmuseum gegen die Aare hin erweitert werden solle, hat die Museumsdirektion dem Architekten Indermühle direkt den Auftrag erteilt, die Entwürfe auszuarbeiten. Sie liegen nun in umgeänderter Form vor, entsprechend den Abänderungen, die die Experten Prof. Moser, Architekt Hartmann und Architekt Calini verlangt hatten, und es ist zu sagen, dass sie in ihrer jetzigen Gestalt wohl das Beste darstellen, was erreicht werden kann. (Ueber die Notwendigkeit und die Finanzierungsmöglichkeit des Museumsanbaus habe ich mich hier nicht auszusprechen.) Dieses Verfahren, die direkte Auftragserteilung an einen Architekten, hat seine grossen Vorteile — nicht nur in finanzieller Beziehung. Denn es erlaubt dem Architekten, viel freier und selbständiger zu arbeiten, als wenn er gezwungen ist, mehr oder weniger gebunden mit einem Seitenblick auf die Jury vorzugehen. Zudem verhindert es den Riesenaufwand an unbezahlter Arbeit, wie er zum Beispiel für den Gymnasiums wettbewerb geleistet worden ist. Dass dann und wann wieder allgemeine Konkurrenzen einzuschieben sind, versteht sich von selbst, denn nur bei diesen kommen die jungen Baukünstler dazu, ihr Können zu zeigen. Allerdings wären für diese allgemeinen Wettbewerbe kleinere Aufgaben vorzubehalten, weil die Erfahrung lehrt, dass grosse Pauobjekte Architekten, die noch keinen grösseren Bau geleitet haben, sowieso nicht übertragen werden, weil man zu ihrer Bauerfahrung nicht das nötige Zutrauen hat.

Die Wohnungsnot zwingt auch in Bern zum kommunalen und genossenschaftlichen Wohnungsbau. Manches ist schon geschehen und wir finden einige glückliche Lösungen des Wohnkolonienproblems. Weitere Bauten sind teils im Werden, teils erst geplant. Es wird sich später, wenn mehr Material vorliegt, Gelegenheit bieten, diese interessante Entwicklung in ihrer Gesamtheit zu würdigen.

Max Irmiger.

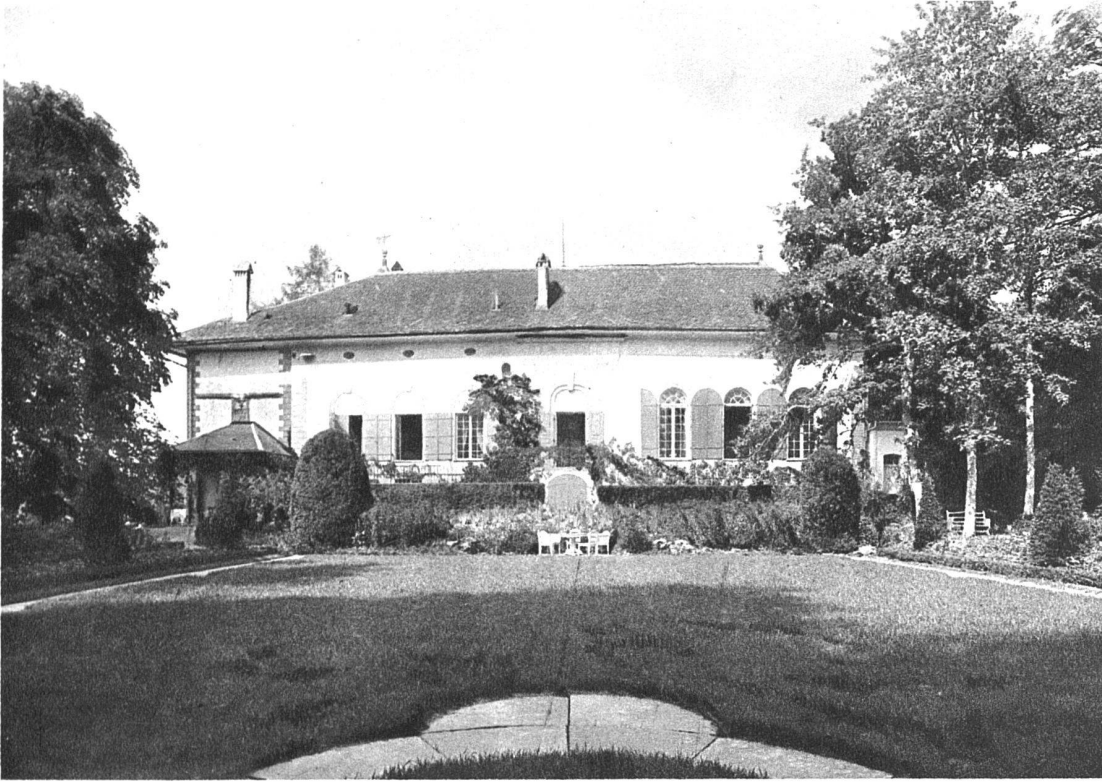


ABB. 13. SCHLOSS BREMGARTEN FRONT GEGEN DEN GARTEN
AUSFÜHRUNG: FROEBELS ERBEN, GARTENARCHITEKTEN, ZÜRICH